

den Rückzug mit Gleichmuth und einem gewissen Humor mitbestanden, traf er am 14. Oct. in der Stadt Luxemburg ein, diesem „über einander gefügten Kriegsgebäude,“ dessen wunderbar malerisches Aussehen er in seinem Tagebuche in sehr anschaulicher Weise beschreibt. Hier brachte er zuerst das Convolut zur Farbenlehre in Ordnung, während er, um seinen Verdruß nicht wiederzukäuen, sein Kriegs- und Reisetagebuch nicht anzurühren wagte. In Trier benutzte er die ihm gegönnten Tage der Ruhe, um namentlich den dort vorhandenen Ueberresten römischer Baukunst seine Aufmerksamkeit zu widmen, wie ihn schon vorher das in der Nähe befindliche römische Monument zu Tigel lebhaft beschäftigt hatte. Hier traf ihn auch ein verspäteter Brief seiner Mutter mit der Nachricht von dem inzwischen erfolgten Ableben seines Oheims Schöff Tertor und der Anfrage, ob er die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn ihm, unter die Losenden gewählt, die goldene Kugel zufiele. Bei der Erwägung dieses Antrags ging das Bild seiner frankfurter Vergangenheit mit schmeichlerischem Reize vor seiner Seele vorüber, welchen traumähnlichen Zustand er auf einigen sehr lesenswerthen Seiten poetisch schön schildert. Aber seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. „Seit zwölf Jahren,“ schreibt er bei dieser Gelegenheit, „genöß ich eines seltenen Glücks, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte.“ Zugleich gedachte er jenes Circels „neuerworbener höchstgebildeter Freunde, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten,“ was sich aus seinen „treubeharrlichen Zuständen“ entwickelt hatte. In diesem Sinne beantwortete er die an ihn gerichtete Anfrage ablehnend.

Auf einem Boote, das nächtlicher Weile bei einem entstandenen heftigen Sturme im Felsenlabyrinth der Mosel beinahe verunglückt wäre, ging es nun den Fluß und dann den Rhein aufwärts bis Coblenz, dessen Lage ihn in Entzücken versetzte. Hier wie schon auf der Wasserfahrt hatte er wieder manche Beobachtung gemacht zum Vortheil seiner chromatischen Studien; besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und er konnte hoffen, „die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzuheben, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.“

So nahe an Düsseldorf und in einem Augenblicke, wo ihm das zuletzt Erlebte wie ein „böser Traum“ erschien, erwachte bei ihm wieder die Sehnsucht nach seinem alten Freunde Jacobi und dessen Familienkreise; er nahm Urlaub beim Herzog, mietete ein Ruderboot, traf bei schon eingebrochener Dunkelheit in Düsseldorf ein und ließ sich mit Laternen nach Bempelfort geleiten, wo er

nach augenblicklicher Ueberraschung die „freundlichste Aufnahme“ fand und sofort mit Jacobi einen Theil der Nacht in lebhaftem Gespräche zubachte. Wenn wir seinen eigenen in der „Zwischenrede“ enthaltenen Mittheilungen glauben wollen, so wäre bei diesem Zusammensein die große Differenz zwischen ihm und den bempelforter Freunden erst recht hervorgetreten. „Ich war mit jenen Freunden,“ bemerkt er, „seit vielen Jahren nicht zusammengelassen, sie hatten sich getreu an ihren Lebensgang gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beschieden war, durch manche Stufe der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, so daß ich, in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich auftrat.“ Sein bei den in Bempelfort gepflogenen „moralischen und literarischen Verhandlungen“ hervortretender „Realismus,“ versichert er weiter, habe die Freunde „nicht sonderlich erbaut.“ Mit seinen „Reisen der Söhne des Megaprazon“ kam er, wie schon weiter oben mitgetheilt, im Jacobi'schen Kreise ziemlich übel an; mit seinem „Groszkophta“ hatte er, wie er wol merkte, die Freunde sogar verlegt; mit seinen Naturbetrachtungen wollte es ihm in Bempelfort „kaum besser glücken;“ Niemand wollte einsehen, daß diese „ernstliche Leidenschaft“ aus seinem „Innersten“ entsprang; sie hielten dieses „löbliche Bestreben“ für einen „grillenhaften Irrthum“ und meinten, er könne etwas Besseres thun. So fand er mit seinem jüngsten Erzeugnisse, mit seiner neuern Bestrebung Anflang; und es drängte sich ihm dabei zugleich die Wahrnehmung auf, „daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neuesten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Componist, der seine neuesten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlt.“ Was man von ihm hören wollte, war seine „Iphigenia,“ aber damit kam man wieder bei ihm nicht gut an; „dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet,“ gesteht er mit großer Offenheit, „auch von Andern vorgetragen war mir ein solcher Anflang lästig.“ Einen noch schärfern Grad der Folter schien man gegen ihn in Anwendung zu bringen, als man ihm „Oedipus auf Kolonos“ brachte; die „erhabene Heiligkeit“ dieser Dichtung schien seinem „durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne ganz unerträglich;“ er gesteht, daß er nicht „hundert Zeilen“ ausgehalten habe.

Davon abgesehen, fand er sich in dem Jacobi'schen Kreise sehr wohl: „der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und lebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor 20 Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinze (Heinze), mit zur Familie ge-

87) Auch in seinen „Tag- und Jahresheften“ bemerkt Goethe in Bezug auf seine Rheineisen im J. 1792: „Bei meinem Besuche in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Huber's Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, dessen physische Entwicklung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte.“

hörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen herauskam.“ Daß man sich wenigstens gemüthlich wieder sehr nahe getreten war, geht auch aus den später gewechselten Briefen hervor. Goethe schrieb: „Das Bild, das ich von Dir und den Meinigen mitnehme, ist unauslöschlich,“ und noch 20 Jahre später bekannte Jacobi: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte.“ Herr von Dohm, damals mit seiner Gattin ebenfalls als Gast in Bempelsfort, merkte in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Wig.“ Man kann nur bedauern, daß Jacobi durch eine Krankheit verhindert wurde, den Verlauf seiner Gespräche mit Goethe ihrem Hauptinhalte nach aufzuzeichnen, was, wie er an Dohm schrieb, sein Vorfaß gewesen. Noch mehr darf man vielleicht bedauern, daß Goethe in einer Anwandlung von Unmuth ein ganzes Heft „poetischer Tagesbefehle“ und „satyrischer *Dreses du jour*“ die er während der Campagne neben dem Tagebuche aufgezeichnet hatte, damals bei einem lebhaften Steinkohlensfeuer vernichtete.

Noch eine für ihn widrige Wahrnehmung drängte sich ihm in dem von Emigrirten (darunter die Brüder des französischen Königs, Herr von Grimm u. s. w.) wimmelnden Düsseldorf auf, die Wahrnehmung, „daß ein gewisser Freiheitsfönn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte;“ daß man nicht zu fühlen schien, „was Alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinns zu gelangen.“ Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houbon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah er hier „göttlich“ verehrt. „So seltsam,“ bemerkt er, „schwankte schon die Gefönnung der Teutschen: einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen, und waren leider nach teutscher Art und Weise zur Nachahmung aufgereggt worden, und das grade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte.“

In Jacobi's Reisewagen begab sich Goethe Anfangs December in den frommen Kreis der Fürstin Galiczin zu Münster; daß ihn solche Kreise anzuziehen vermochten und daß er in ihnen gern gesehen war, beweist doch aufs Ueberzeugendste, daß wahre, echte, gottinnige Frömmigkeit für ihn etwas Belebendes, wie nach bösen bangen Zeiten Beruhigendes hatte, und daß ein tief religiöses Element in ihm vorhanden war, welches, unter der Oberfläche des Weltmanns hervorbrechend, ihm die Sympathien selbst solcher Kreise erwarb. Unterwegs in Duisburg traf er zufällig mit dem Professor Blessing zusammen, mit dem er früher unter eigenthümlichen Umständen, über die seine „Zwischenrede“ einen anziehenden Bericht enthält, in Wernigerode bekannt geworden war. Auf diesen eigenthümlich verdüsterten, einem Unbestimmten, Hohen, dem er nicht gewachsen war, nachringenden, wunderlichen und vereinsamten Mann bezieht sich die bekannte, von den Meisten aber in ihrer persönlichen Beziehung wol nicht gekannte Stelle in der „Harzreise im Winter,“ welche

mit den Worten beginnt: „Aber abseits wer isst's?“ Der beruhigende Aufenthalt in der „edeln, guten, sittlich frohen“ münsterschen Gesellschaft that ihm wohl; er erschien sich selber „milder als seit langer Zeit;“ er fand hier nicht jene „Selbstgefälligkeit,“ jenen „geistlichen Stolz,“ welche er sonst den „Frommgesünnten“ und selbst seinem frühern Freunde Lavater zum Vorwurf zu machen hatte. Naturhistorische Anregungen fand er im Verkehr mit dem trefflichen von Fürtenberg und künstlerische in der Betrachtung einer von dem Philosophen Hemsterhuys hinterlassenen, nun im Besitze der Fürstin befindlichen vorzüglichen Gemmensammlung, welche ihm die Besitzerin zum Zweck gründlicheren Studiums nach Weimar mitgab, ungeschreckt durch gewisse Warnungen, die ihr zugekommen waren und welche darauf hinausliefen, daß Goethe sich in der Rückgabe von Kunst- und Naturgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer werde, leicht säumig zeige, was allerdings der Fall gewesen zu sein scheint. Diese Sammlung, jetzt dem Gemmenkabinete im Haag einverleibt, blieb mit Bewilligung der Fürstin mehrere Jahre im Besitze Goethe's zu ruhigem genußreichem Studium.

Um die Mitte des Decembers traf Goethe wieder in Weimar ein. Hier fand er das von seinem Fürsten ihm bestimmte, „erneuerte, wohl eingerichtete“ Haus schon meistens wohnbar, ohne daß ihm die Freude versagt gewesen wäre, „bei dem Ausbaue mit- und einzuwirken.“ Goethe selbst fährt fort: „die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gefendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten.“ Sein häusliches Glück war, trotz mangelnder kirchlicher Einsegnung, ein vollständiges; mit Innigkeit hing er an seinem fröhlich gedeihenden Knaben; seine Christiane rühmt er in einem Schreiben an Jacobi als gar „sorgfältig und thätig;“ und dieser „stille häusliche Kreis“ war nun „um so reicher und froher abgeschlossen,“ indem ihm Heinrich Meyer „zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter“ angehörte und „an allem Belehrenden, sowie an allem Wirk samen kräftigen Antheil nahm.“ Nur mit seinen Finanzen stand es damals nicht sehr glänzend; er sah sich sogar genöthigt, von Hufeland ein Capital von 1000 Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinst und erst später zurückzahlen im Stande war. Schaefer führt als „seltsam“ an, daß er damals sogar im Lotteriespiele sein Glück versuchte⁸⁸⁾.

Außer seinen chemischen und physikalischen Studien, zu deren Förderung er sich mit Lichtenberg in Göttingen in brieflichen Verkehr setzte, nahm jetzt besonders die Leitung des weimarschen Theaters seine Thätigkeit in Anspruch. Seine Verdienste um Hebung der teutschen

88) Schaefer verdankt ohne Zweifel diese beiden Angaben der von August Diezmann herausgegebenen Schrift: „Aus Weimars Glanzzeit“ (Leipzig 1855.), in welcher die betreffenden Briefe nebst andern Briefen von Goethe, Schiller und dem Geh. Rath von Voigt zuerst veröffentlicht wurden.

Schauspielfunkst und insbesondere des Theaters in Weimar, das unter seiner Führung sehr bald zu einer Musteranstalt, gewissermaßen zur Bedeutung einer Theaterschule und Pflanzanstalt heranwachsender Talente für Deutschland gedieh, sind schon oben angedeutet worden. Mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung gestellt waren, wirkte er in dieser Hinsicht in der That Außerordentliches, namentlich dadurch, daß er das Theater nicht cavalierement, sondern mit einem heiligen Eifer als eine Kunstanstalt ansah und in diesem Sinne leitete, überall selbst zuschaute, den Leseproben wie den Bühnenproben beiwohnte und sie überwachte, die größte Unparteilichkeit übte, weiblichen Intriguen keinerlei Einfluß gestattete, und mit eiserner, fast dictatorischer Strenge auf Beobachtung der Theatergesetze hielt. Das selbstsüchtige und anmaßliche Hervortreten Einzelner zum Schaden des Gesamtspiels, wie es heutzutage auf den deutschen Bühnen herrschend geworden ist, und bloße Virtuosenkünste duldete er nicht, weshalb er auch Gastspiele, bei denen sich zumeist nur der Gast bereichert, nicht gern und nur selten zuließ. Mit einem in sich geschlossenen Kreise gut geschulter Kräfte zu wirken, schien ihm die Hauptsache; Störungen dieses Ensembles und des dem weimarschen Publicum allmählig angebildeten Geschmacks durch die Künste auswärtiger Virtuosen waren seinem conservativen ruhiger Entwicklung zugethanen Sinne im Ganzen zuwider, obgleich die Darstellungen großer Gastspieler, z. B. Zffland's oder der Frau Anzelmann, nicht verschmäht, vielmehr als „neue Anregung und Steigerung“ der stationären weimarschen Gesellschaft dann und wann, wenn auch möglichst selten, zugelassen wurden. Auf glänzende Ausstattung wurde schon aus Defonomie nicht gesehen, aber für anständige Einrichtung und geschmackvolles Arrangement war durch Goethe hinreichend gesorgt.

Goethe selbst lieferte damals der weimarschen Bühne das kleine Stück „Der Bürgergeneral,“ eine launige Kleinigkeit, ein ergötzliches Genrebild, das man vom politischen Standpunkte allzu rigoristisch beurtheilt und verurtheilt hat, obgleich darin allerdings, und nicht ohne Wahrheit und fomische Wirkung, das damals sich breit machende politische Maulheldenthum lächerlich gemacht wird. Goethe ließ sich zu diesem Stücke eigentlich durch das vortreffliche Spiel des Schauspielers Beck als Schnaps in dem Lustspiele „Die beiden Willets“ nach Florian verführen; er fühlte sich von der Lust angewandelt, diese närrische Figur nochmals zu produciren. In seiner „Zwischenrede“ versichert nun Goethe selbst, daß das Stück bei der Darstellung die widervärtigste Wirkung hervor gebracht habe und daß selbst seine Freunde und Gönner, um ihn zu retten, hartnäckig behauptet hätten, er habe nur aus Grille seinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet. Diese Versicherung scheint aber selbst auf einer Grille zu beruhen, da andere Berichte, auch Goethe'sche selbst, von einer sehr günstigen Aufnahme des Stücks in Weimar sprechen. In diese Zeit fällt ferner der Plan zu dem Drama „Die Aufgeregten“ und wahrscheinlich auch der Eingang zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter,“ Alles,

wie Goethe bemerkt, „Bekanntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging.“

Wenn Goethe das Treiben der Demokraten höchst lästig fand, weil ihm dadurch der von ihm selbst mit so großem Eifer betriebene Humanisierungsproceß und der ruhige Entwicklungsgang der Menschheit in bedenklicher Weise gestört und unterbrochen zu werden schien, so war er doch zu sehr Kenner des Weltlaufs, um nicht zu wissen, wie viel auch von der andern Seite gesündigt worden; er wußte so genau, wie man das nur wissen kann, daß Intrigue, List, Schlaueit, Perfidie, Heuchelei und Unverschämtheit an verdorbenen Höfen das Scepter zu führen pflegen. So kam er zuletzt dazu, daß er „die ganze Welt für nichtswürdig erklärte.“ Eine „besondere Fügung“ spielte ihm nun, als er sich gerade in dieser verzweifeltten Stimmung befand, das schalkhafte altniederdeutsche Thierpos vom Heineke Fuchs in die Hände, und es war ihm nun „wirklich erheiternd,“ in diesen „Hof- und Regentenspiegel,“ diese „unheilige Weltbibel“ zu blicken; „denn wenn auch hier das Menschengeschlecht (fährt er fort) sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.“ Um nun das „köstliche Werk“ recht innig zu genießen, machte er sich alsbald an eine treue Nachbildung und zwar in etwas bequemen, aber leicht lesbaren fließenden Hexametern, einer damals beliebt gewordenen Versart, ganz geeignet, das bis dahin für plebejisch gehaltene Gedicht auch in die Kreise der vornehmen Bildung einzuführen“). Ja, er verband, wie er selbst gesteht, mit seiner Bearbeitung die bestimmte Absicht, sich in diesem ihm zur Zeit noch nicht ganz geläufigen Versmaße zu üben, indem er die Gelegenheit ergriß, „ein Paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalte selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichem Werth verleihen durften.“ Er war fleißig bei der Arbeit, sodas er schon am 2. Mai sie als im Wesentlichen fertig betrachtete, bis auf die nöthigen Ausfeilungen und Ausbesserungen, die ihn mitten unter dem mainzer Geschüßdonner angenehm beschäftigten.

Seit Mitte des Aprils 1793 war nämlich das von Clubbisten beherrschte und von einem bedeutenden französischen Armeecorps besetzte Mainz von einem preussischen Armeecorps eingeschlossen worden, und da sich auch der Herzog von Weimar ins Lager begab, verließ auch Goethe sein Domicil in Weimar, um seinem fürstlichen Freunde zu folgen. Nachdem er eine Zeit in Frankfurt geweilt und hier mit dem aus Mainz geflüchteten Sömmering „in einsamen Stunden viel gearbeitet,“ traf er am 27. Mai im Lager ein, wo er auch seine beiden Freunde, die zum Zweck von „Brandstudien“ hier anwesenden Maler

89) Woz, der den Hexameter in eine Zwangsdressur nahm, die mit den Jahren unerträglich wurde und der deutschen Sprache selbst Gewalt anthat, war natürlich von Goethe's Hexametern sehr wenig erbaut; dagegen erblickte Knebel im „Heineke Fuchs“ sofort bei dessen Erscheinen „das beste und der Sprache eigenthümlichste Product der deutschen Prosa.“